

Morgan Matson  
Vergiss den Sommer nicht





## **DIE AUTORIN**

Morgan Matson studierte Schreiben für junge Leser an der New School in New York. Roadtrips sind ihre große Leidenschaft und sie hat schon dreimal die USA mit dem Auto durchquert ... bis jetzt. Zurzeit lebt sie in Los Angeles.

Weitere lieferbare Titel der Autorin bei cbj:

**Amy on the Summer Road (40132)**

Morgan Matson

*Vergiss  
den  
Sommer  
nicht*

Aus dem Amerikanischen  
von Franka Reinhart

**cbj**



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte *Papier München Super Extra* liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch Juni 2013

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe cbj Verlag,  
München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2012 by Morgan Matson

Published by Arrangement with Morgan Matson

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische

Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter  
dem Titel »Second Chance Summer« bei Simon & Schuster,  
New York.

Übersetzung: Franka Reinhart

Umschlaggestaltung: © \* zeichenpool, München

Umschlagbild: plainpicture/PhotoAlto; Shutterstock/  
Hofhauser

jb · Herstellung: cb

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer,  
Germering

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-40181-1

Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

*Für Mom und Jason*



*Love is watching someone die*

Death Cab for Cutie





# *Das Haus am See*



# *Kapitel 1*

Vorsichtig öffnete ich meine Zimmertür und spähte hinaus in den Flur. Da die Luft rein war, schnappte ich meine Tasche und schloss die Tür ganz leise hinter mir. Dann schlich ich – immer zwei Stufen auf einmal – die Treppe zur Küche runter. Es war neun Uhr morgens. In drei Stunden wollten wir zu unserem Haus am See aufbrechen, aber ich machte mich lieber aus dem Staub.

Auf dem Küchentisch lagen lauter Merktzettel von meiner Mutter, Tüten mit Lebensmitteln und sonstigen Vorräten und eine Box mit den orangefarbenen Arzneidosen meines Vaters. Die bemühte ich mich zu ignorieren, als ich die Küche durchquerte und den Hinterausgang ansteuerte. Obwohl ich schon seit Jahren nicht mehr heimlich weggelaufen war, ging ich davon aus, dass es nicht wesentlich anders sein würde als beim Fahrradfahren – was ich, wie mir dabei auffiel, auch schon seit Jahren nicht mehr getan hatte. Aber an diesem Morgen war ich mit heftigem Herzklopfen und in Angstschweiß gebadet aufgewacht und wollte nur noch weg. Egal wohin, Hauptsache weg.

»Taylor?« Entsetzt drehte ich mich um und sah meine zwölfjährige Schwester Gelsey am anderen Ende der Küche stehen. Obwohl sie noch im Schlafanzug war – einem mit glitzernden Ballettschuhen bedruckten Uraltmodell –, hatte sie ihre Haare schon zu einem perfekt sitzenden Knoten gebunden.

»Was ist?«, fragte ich, trat einen Schritt von der Tür weg und versuchte so entspannt wie möglich auszusehen.

Sie musterte mich mit finsterem Blick, starrte eine Weile auf die Tasche über meiner Schulter und fragte dann: »Was hast du denn vor?«

»Nichts«, antwortete ich und lehnte mich betont lässig gegen die Wand, obwohl ich das wahrscheinlich in meinem ganzen Leben noch nie gemacht hatte. »Was gibt's denn?«

»Ich suche meinen iPod. Hast du den zufällig?«

»Natürlich nicht«, antwortete ich barsch und verkniff es mir, sie darauf hinzuweisen, dass ich ihren iPod niemals anrühren würde, weil da außer Ballettmusik nur eine grausame Band namens The Bentley Boys drauf war, auf die sie total abfuhr. Das waren drei Brüder mit perfekt verwehten Ponyfrisuren und zweifelhaftem musikalischen Talent. »Kannst Mom ja mal fragen.«

»Okay«, sagte sie langsam und sah mich immer noch skeptisch an. Dann vollführte sie eine Spitzendrehung und stürmte aus der Küche. Im Gehen schrie sie: »Mom!«

Ich schob mich wieder auf die Hintertür zu, die jedoch plötzlich aufging, sodass ich erschrocken zurückzuckte. Herein kam Warren, mein älterer Bruder, beladen mit einem Papptablett voller Kaffeebecher und einem Karton vom Bäcker. »Morgen«, rief er.

»Hi«, murmelte ich, schielte sehnsüchtig nach draußen und ärgerte mich, dass ich nicht schon fünf Minuten früher abgehauen war – oder einfach die Vordertür benutzt hatte.

»Mom hat mich beauftragt, Kaffee und Bagels zu holen«, erklärte er, als er beides abstellte. »Du magst doch Sesam, stimmt's?«

Ich hasste Sesam. Warren war der Einzige von uns, der ihn mochte, aber ich sparte mir einen Kommentar dazu. »Klar«, sagte ich hastig. »Und wie.«

Warren griff sich einen Kaffeebecher und trank einen Schluck. Obwohl er mit seinen neunzehn nur zwei Jahre älter war als ich, trug er wie üblich Khakihose und Poloheemd, als ob er jeden Moment eine Vorstandssitzung leiten oder eine Runde Golf spielen müsste. »Wo sind denn die anderen abgeblieben?«, fragte er dann.

»Keine Ahnung«, antwortete ich in der Hoffnung, dass er sich augenblicklich auf die Suche begeben würde. Aber er nickte nur und trank in aller Seelenruhe noch einen Schluck aus seinem Becher. »Mom hab ich oben gehört«, sagte ich schließlich, als klar wurde, dass mein Bruder den ganzen Morgen mit Kaffeeschlüchchen und Vor-Sich-Hinstarren vertrödeln würde.

»Ich werd mal Bescheid sagen, dass ich wieder da bin«, verkündete Warren und stellte, wie von mir erhofft, seinen Kaffee ab. Dann ging er zur Tür, blieb dort aber stehen und drehte sich noch mal um. »Ist er schon auf?«

Ich zuckte die Schultern. »Weiß nicht«, antwortete ich betont unbeschwert, als ob das eine ganz alltägliche Frage wäre. Aber noch vor ein paar Wochen wäre es absolut undenkbar gewesen, dass mein Vater um diese Uhrzeit noch schlief – oder auch nur zu Hause war.

Warren nickte wieder und verließ die Küche. Sobald er weg war, schoss ich zur Tür hinaus.

Ich hastete durch unsere Einfahrt und atmete auf, als ich den Fußweg erreichte. Dann marschierte ich im Eiltempo die Greenleaf Road entlang. Mit dem Auto wäre es natürlich viel schneller

gegangen, aber manches war eben Gewohnheitssache, denn bei meiner letzten Flucht von zu Hause war mein Führerschein noch in unerreichbarer Ferne gewesen.

Je weiter ich mich von unserem Haus entfernte, desto ruhiger wurde ich. Meine Vernunft sagte mir, dass ich irgendwann umkehren musste, aber ich hatte gerade keine Lust darauf, vernünftig zu sein. Stattdessen wollte ich mir vormachen, dass dieser Tag – und dieser ganze Sommer – einfach ausfiel, und das funktionierte umso leichter, je größer die Entfernung zwischen mir und dem Haus wurde. Nachdem ich schon eine Weile gelaufen war, kramte ich in meiner Tasche nach meiner Sonnenbrille. Da hörte ich in der Nähe ein metallisches Klirren und schaute auf.

Connie aus dem weißen Haus gegenüber führte ihren Hund aus, und als sie mir zuwinkte, verließ mich fast der Mut. Sie war etwa so alt wie meine Eltern, und irgendwann hatte ich auch schon mal ihren Nachnamen gewusst, aber der fiel mir gerade nicht ein. Ich ließ das Etui meiner Sonnenbrille in meine Tasche fallen. Es landete neben etwas, das sich als Gelseys iPod herausstellte (ups!). Ich hatte ihn in der Hektik wohl für meinen eigenen gehalten. Conny einfach zu ignorieren oder mich seitlich in die Büsche zu schlagen war eindeutig keine Option. Beides hätte meine Mutter garantiert umgehend erfahren. Also setzte ich seufzend ein Lächeln auf, als sie näher kam.

»Oh, hallo Taylor!«, begrüßte sie mich und strahlte mich an. Ihr Hund, ein großer, etwas trottelig aussehender Golden Retriever, zerrte an der Leine und kam schwanzwedelnd auf mich zu. Ich fixierte ihn und ging instinktiv einen kleinen Schritt zurück. Wir hatten noch nie einen Hund gehabt. Theoretisch mochte ich Hunde zwar, hatte aber überhaupt keine Erfahrung mit ihnen.

Und dass ich mir im Fernsehen andauernd diese Hundesendung *Top Dog* ansah, half im Kontakt mit ganz realen Hunden kein bisschen weiter.

»Hallo Connie«, sagte ich und wollte mich eilig an ihr vorbeidrücken, in der Hoffnung, dass sie meine Signale kapierte. »Wie geht's?«

»Prima, und dir?«, erwiderte sie mechanisch, aber ich sah, wie ihr Lächeln etwas verblasste, als sie mein Gesicht und meine Kleidung musterte. »Du siehst heute ja so anders aus«, bemerkte sie. »So ... locker irgendwie.«

Da Connie mich normalerweise in der Schuluniform der Stanwich Academy – weiße Bluse und kratziger Karorock – sah, war es kein Wunder, dass ich ihr jetzt anders vorkam. Schließlich war ich gerade erst aufgestanden, hatte mir nicht mal die Haare gekämmt und trug Flip-Flops, abgeschnittene Jeans und ein weißes T-Shirt mit der Aufschrift *Lake Phoenix Swim Team*. Das Shirt gehörte zwar eigentlich nicht mir, aber ich hatte es nun schon so viele Jahre in meinem Besitz, dass ich es inzwischen als mein Eigentum ansah.

»Tja, kann sein«, sagte ich zu Connie und bemühte mich, dabei immer weiterzulächeln. »Na dann ...«

»Schon große Pläne für den Sommer?«, erkundigte sie sich gut gelaunt und bekam offenbar überhaupt nicht mit, dass ich das Gespräch dringend beenden wollte. Der Hund ging anscheinend davon aus, dass die Sache länger dauern könnte, ließ sich entspannt zu ihren Füßen nieder und legte seinen Kopf auf den Pfoten ab.

»Nicht so richtig«, entgegnete ich in der Hoffnung, mich damit verabschieden zu können. Aber sie sah mich so erwartungs-

voll an, dass ich seufzend hinzufügte: »Wir wollen den Sommer in unserem Haus am See verbringen und fahren heute los.«

»Oh, toll!«, schwärmte sie. »Das klingt ja wunderbar. Wo liegt es denn?«

»In den Poconos«, erklärte ich. Sie runzelte die Stirn und überlegte offenbar, wo sie das einordnen sollte. Daher ergänzte ich: »Also, in den Pocono Mountains. In Pennsylvania.«

»Ach so, ja«, sagte sie und nickte, obwohl ich an ihrem Gesicht ablesen konnte, dass sie immer noch keine Ahnung hatte, worum es ging, was auch nicht weiter verwunderlich war. Die Familien einiger meiner Schulfreunde besaßen auch Ferienhäuser, aber die lagen eher in typischen Urlaubsregionen wie der Insel Nantucket oder der Halbinsel Cape Cod. Außer uns kannte ich keinen, der ein Ferienhaus in den Bergen im Nordosten von Pennsylvania hatte.

»Oh«, sagte Connie und strahlte immer noch übers ganze Gesicht. »Ein Haus am See! Das wird bestimmt herrlich.«

Ich nickte und traute mich gar nichts weiter dazu zu sagen, denn ich wollte nicht nach Lake Phoenix. Ich wollte so dermaßen nicht dorthin, dass ich völlig ohne Plan und Gepäck (abgesehen vom iPod meiner Schwester) abgehauen war, um dem zu entgehen.

»Tja«, sagte Conny und zupfte an der Leine, sodass der Hund sich schwerfällig erhob, »dann bestell auf jeden Fall herzliche Grüße an deine Eltern! Ich hoffe, den beiden geht's gut, und ...« Abrupt unterbrach sie sich und bekam ganz große Augen und leicht gerötete Wangen. Ich wusste sofort, was das bedeutete, obwohl ich diese Reaktion der Leute erst seit drei Wochen kannte. Es war ihr gerade wieder *eingefallen*.



Eigentlich hatte ich überhaupt keine Ahnung, wie ich mit so was umgehen sollte, aber diesmal kam es mir als unerwarteter Vorteil sehr gelegen. Quasi über Nacht wussten alle in der Schule Bescheid, obwohl es mir ein Rätsel war, wer sie warum informiert hatte. Aber das war die einzige Erklärung, weshalb bei mir sämtliche Abschlussklausuren mit der Bestnote A bewertet wurden – selbst in Fächern wie Trigonometrie, wo ich eigentlich schon fast auf C stand. Und als wäre das noch nicht genug gewesen, blieb meine Englischlehrerin beim Austeilen der Prüfungsbögen einen Moment lang neben mir stehen, legte ihre Hand auf die Blätter und wartete, dass ich sie ansah.

»Ich weiß, dass dir das Lernen im Moment sicher schwerfällt, Taylor«, murmelte sie, als ob nicht die gesamte Klasse angestrengt lauschen würde. »Also, gib einfach dein Bestes, okay?«

Und ich hatte brav genickt und mir auf die Zunge gebissen, denn natürlich war mir völlig klar, dass mein Verhalten pure Heuchelei war und genau dem entsprach, was sie von mir in dieser Situation erwartete. Prompt wurde die Arbeit dann auch mit A bewertet, obwohl ich nur in den Schluss von *Der Große Gatsby* hineingelesen hatte.

Alles hatte sich verändert. Oder besser gesagt, alles *würde* sich in Kürze verändern. Vorerst war noch nichts passiert. Und das machte die Anteilnahme der Leute so merkwürdig – als ob sie mir sagten, wie leid es ihnen tue, dass unser Haus abgebrannt sei, obwohl ja eigentlich nur ein Stück glühende Holzkohle daneben lag.

»Ja, mach ich«, sagte ich hastig, damit Connie nicht in die Verlegenheit kam, den üblichen gut gemeinten Zuspruch zu stammeln, den ich schon lange nicht mehr hören konnte. Schlimmer

waren eigentlich nur die Berichte über irgendwelche entfernte Bekannte, die durch Akupunktur/Meditation/Tofu eine wunderbare Heilung erfahren hatten, weshalb wir das natürlich auch dringend ausprobieren sollten. »Danke.«

»Na dann alles Gute«, sagte sie deutlich emotionaler als üblich. Dabei streckte sie ihre Hand aus und tätschelte mir die Schulter. Ihr Blick, mitleidig und ein bisschen ängstlich zugleich, wirkte zudem leicht distanziert, denn wenn meiner Familie so etwas passieren konnte, dann war auch ihre davor nicht geschützt.

»Ihnen auch«, antwortete ich und bemühte mich, so lange weiter zu lächeln, bis sie mir nochmals zugewinkt hatte und dann mit ihrem Hund weitergegangen war. Ich lief in die entgegengesetzte Richtung, obwohl ich inzwischen nicht mehr das Gefühl hatte, dass meine Flucht irgendwas besser machen würde. Was nützte es auch, wegzulaufen, wenn man ja doch andauernd jemanden traf, der einen an das erinnerte, was man eigentlich hinter sich lassen wollte? Obwohl ich schon eine ganze Weile nicht mehr den Drang dazu gespürt hatte, war ich früher ziemlich oft ausgerissen. Angefangen hatte das mit fünf, als meine Mutter sich nur noch um das süße Gelsey-Baby kümmerte und Warren mich wie üblich nicht mitspielen ließ. Das ärgerte mich so sehr, dass ich eines Tages einfach rausrannte, wo ich die Einfahrt sah und dahinter die große weite Welt, die mich lockte. Ich lief einfach die Straße hinunter und war gespannt, wie lange es dauern würde, bis überhaupt jemand mitbekam, dass ich weg war. Natürlich gabelte mich recht schnell jemand auf und lieferte mich wieder zu Hause ab, aber mit der Zeit gewöhnte ich mir an, immer dann das Weite zu suchen, wenn mir irgendwas nicht passte. Und das kam ziemlich oft vor. So oft, dass mich meine Mutter jedes Mal, wenn

ich in der Tür stand und tränenreich meinen nunmehr dauerhaften Auszug von zu Hause ankündigte, meistens nur ermahnte, rechtzeitig zum Abendessen zurück zu sein.

Ich nahm Gelseys iPod aus der Tasche, denn zur Ablenkung war ich sogar bereit, die Bentley Boys zu ertragen. Da hörte ich hinter mir das tiefe Brummen eines Sportwagens.

Auch ohne mich umzudrehen, wusste ich schon, was mich erwartete. Möglicherweise war ich länger unterwegs gewesen, als ich dachte. Am Steuer eines tiefliegenden silbernen Fahrzeugs saß mein Vater und lächelte mich an. »Hallo, Kleines«, rief er durchs offene Beifahrerfenster. »Willst du mitfahren?«

Da ich genau wusste, dass es zwecklos war, irgendwas zu leugnen, öffnete ich die Beifahrertür und stieg ein. Mein Vater sah mich an und zog die Augenbrauen hoch. »Na, was gibt's Neues?«, fragte er. Das war seine Standardbegrüßung.

Ich zuckte die Schultern und starrte auf die grauen Fußmatten, die immer noch blitzsauber waren, obwohl er das Auto schon seit einem Jahr hatte. »Ach weißt du, ich ... hatte einfach Lust auf einen Spaziergang.«

Dad nickte. »Klar«, sagte er übertrieben ernsthaft, als ob er mir meine Antwort abkaufte. Dabei wussten wir beide sehr genau, was los war, denn meistens war es mein Vater gewesen, der mich bei meinen Fluchtversuchen eingesammelt hatte. Offenbar wusste er immer sofort, wo er suchen musste, und oft, wenn es noch nicht allzu spät war, sind wir – statt direkt nach Hause zu fahren – manchmal noch Eis essen gegangen. Was ich meiner Mutter natürlich nicht verraten durfte.

Ich schnallte mich an, doch zu meiner großen Überraschung wendete mein Vater nicht, sondern bog in die Straße ein, die in

Richtung Stadtzentrum führte. »Wo willst du denn hin?«, erkundigte ich mich.

»Ich dachte, wir könnten ein anständiges Frühstück vertragen«, erklärte er und sah zu mir herüber, als er an einer Ampel anhielt. »Aus unerfindlichen Gründen sind zu Hause nur Sesam-Bagels im Angebot.«

Ich musste lächeln. Nach einer Weile hielten wir an, stiegen aus und gingen zusammen in das Schnellrestaurant Stanwich Deli. Da es ziemlich voll war, hielt ich mich im Hintergrund und ließ ihn bestellen. Als ich mich ein bisschen umsah, entdeckte ich ganz vorn in der Warteschlange Amy Curry, Hand in Hand mit einem süßen Typen, der ein T-Shirt vom Colorado College anhatte. Ich kannte sie nur flüchtig, weil sie erst letzten Sommer mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in unsere Straße gezogen war, aber sie winkte mir lächelnd zu und ich winkte zurück.

Dann beobachtete ich Dad, wie er unsere Bestellung herunterrasselte und noch etwas sagte, was die Bedienung hinter der Ladentheke zum Lachen brachte. Wenn man meinen Vater so ansah, wäre man nie auf die Idee gekommen, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Er war höchstens ein bisschen schmaler und seine Haut ganz leicht gelblich. Aber das versuchte ich zu verdrängen, als ich zusah, wie er etwas in das Trinkgeldglas steckte. Ich gab mir größte Mühe, zu ignorieren, wie erschöpft er wirkte, und schluckte den Kloß im Hals hinunter. Aber vor allen Dingen versuchte ich nicht daran zu denken, was uns von den Ärzten gesagt worden war: dass er nur noch ungefähr drei Monate zu leben hatte.

## *Kapitel 2*

»Müssen wir uns das jetzt echt anhören?«, stöhnte Gelsey auf dem Beifahrersitz zum ungefähr dritten Mal innerhalb von zehn Minuten.

»Vielleicht lernst du ja noch was«, kam Warrens Stimme vom Fahrersitz. »Stimmt's, Taylor?«

Ich hatte es mir auf dem Rücksitz bequem gemacht und statt einer Antwort schob ich mir die Sonnenbrille zurecht und stellte meinen iPod lauter. Von Stanwich, Connecticut, wo wir wohnten, bis nach Lake Phoenix brauchte man nur drei Stunden mit dem Auto, aber es kam mir vor wie die längste Fahrt meines Lebens. Und da mein Bruder fuhr wie ein Rentner (er hatte echt schon mal einen Strafzettel wegen Verkehrsbehinderung durch zu langsames Fahren bekommen), brauchten wir über vier Stunden, bis wir endlich da waren – und damit war es tatsächlich fast die längste Autofahrt meines Lebens.

Wir saßen nur zu dritt in dem alten Land Cruiser mit Holzbeplankung, den ich mir mit Warren teilte. Meine Eltern waren schon vorgefahren und transportierten mit Moms Auto sämtliche Vorräte, die wir für einen ganzen Sommer in unserem Feriendomizil brauchen würden. Ich für meinen Teil verbrachte die Fahrt im Wesentlichen damit, den Zoff meiner Geschwister, bei dem es eigentlich immer nur darum ging, was wir als Nächstes

anhören wollten, so gut es eben ging zu ignorieren. Gelsey drängte ständig auf die Bentley Boys und Warren bestand darauf, dass wir uns irgendwelche Vorlesungen von seiner Streber-CD »Great Courses« antaten. Diesmal hatte sich Warren durchgesetzt, so dass mir nun eine leiernde, britisch klingende Stimme mehr über Quantenmechanik mitteilte, als ich je erfahren wollte.

Obwohl ich schon seit fünf Jahren nicht mehr in unserem Sommerhaus gewesen war, kannte ich praktisch jede Kurve auf dem Weg dorthin. Meine Eltern hatten das Haus noch vor meiner Geburt gekauft und viele Jahre jeden Sommer mit uns dort verbracht – immer von Anfang Juni bis Ende August, während mein Vater allein in Connecticut blieb und nur an den Wochenenden zu uns stieß. Diese Sommer waren für mich immer das absolute Highlight des Jahres gewesen und das ganze Schuljahr lang zählte ich die Tage, bis endlich wieder Juni war und die Verheißungen des Sommers in Lake Phoenix näher rückten. Doch als ich zwölf war, hatte der Sommer in Lake Phoenix so katastrophal geendet, dass ich unendlich erleichtert war, als ich hörte, dass wir im Jahr darauf nicht herkommen konnten. Das war auch der Sommer, in dem Warren beschlossen hatte, sich voll auf seine Bewerbungsmappe zu konzentrieren und deshalb einen Intensivkurs zur Studienvorbereitung in Yale belegt hatte. Gelsey hatte gerade ihre Ballettlehrerin gewechselt und wollte ihr Training nicht einen ganzen Sommer lang unterbrechen. Und mir – mit null Bock darauf, nach Lake Phoenix zu fahren und mich dort mit dem von mir angerichteten Schlamassel auseinanderzusetzen – war es gelungen, ein Meereskunde-Camp ausfindig zu machen (ich hatte mal so eine Phase, in der ich unbedingt Meeresbiologin werden wollte, das hat sich aber inzwischen wieder

gegeben) und meine Eltern so lange zu nerven, bis sie mich fahren ließen. Und seitdem passierte offenbar jedes Jahr irgendwas anderes, das uns daran hinderte, den Sommer in Lake Phoenix zu verbringen. Gelsey fuhr bald regelmäßig zu irgendwelchen Ballett-Workshops, während Warren und ich uns öfter bei diversen Sommerkursen einschrieben (einmal baute er einen Spielplatz in Griechenland und ich verbrachte einen Sommer mit dem – leider missglückten – Versuch, in Vermont bei einem Sprachbegegnungskurs Mandarin-Chinesisch zu lernen). Als immer offensichtlicher wurde, dass wir alle viel zu beschäftigt waren, um uns die ganzen Sommermonate freizunehmen und sie zusammen in Pennsylvania zu verbringen, beschloss meine Mutter, unser Sommerhaus zu vermieten.

Das sollte in diesem Jahr eigentlich wieder so sein. Gelsey wollte wieder zu ihrem Ballett-Workshop, wo sie als vielversprechendes Talent galt, Warren hatte sich ein Praktikum in der Anwaltskanzlei meines Vaters organisiert, und ich hatte mir vorgenommen, so oft und so lange wie möglich in der Sonne zu liegen. Ich konnte es kaum erwarten, dass dieses Schuljahr endlich vorbei war. Mein nunmehr Ex-Freund Evan hatte sich einen Monat vor Ferienbeginn von mir getrennt, und meine Freunde waren allesamt auf seine Seite desertiert – angeblich um die Gruppe nicht zu spalten. Unter normalen Umständen wäre mir die Aussicht auf eine Flucht aus der Stadt ausgesprochen verlockend vorgekommen, da ich ja auf einen Schlag sämtliche Freunde und sonstigen Sozialkontakte verloren hatte. Aber ich wollte nie wieder nach Lake Phoenix zurück. Seit fünf Jahren hatte ich nicht mal einen Fuß in den Bundesstaat Pennsylvania gesetzt. Dass wir diesen Sommer komplett zu fünft dort verbringen würden, wäre

noch vor drei Wochen niemandem auch nur im Traum eingefallen. Und dennoch fand genau das gerade statt.

»So, da wären wir«, verkündete Warren aufgekratzt, und ich merkte, wie das Auto langsamer wurde.

Ich öffnete die Augen, setzte mich auf und schaute mich um. Mein erster Eindruck war: grün. Die Bäume zu beiden Seiten der Straße leuchteten genauso satt und kräftig wie das Gras ringsum. Das Laub war so dicht, dass man die Einfahrten und die Häuser dahinter kaum erkennen konnte. Ein Blick auf die Temperaturanzeige sagte mir, dass es hier zehn Grad kühler war als in Connecticut. Ob es mir nun passte oder nicht – ich war wieder im Gebirge.

»Na endlich«, maulte Gelsey vom Beifahrersitz.

Ich versuchte, meinen Nacken aus der verdrehten Position, in der ich geschlafen hatte, wieder einzurenken und war ausnahmsweise mal völlig einer Meinung mit meiner Schwester. Warren fuhr jetzt noch langsamer, setzte den Blinker und bog in unsere Kieseinfahrt ein. Alle Einfahrten in Lake Phoenix waren mit Kies bedeckt, und an unserer hatte ich immer den Fortgang des Sommers gemessen. Im Juni schaffte ich es barfuß kaum vom Auto bis zur Haustür, weil sich jedes einzelne Steinchen schmerzhaft in meine blassen, zarten, das ganze Jahr durch Schuhe verhätschelten Fußsohlen bohrte. Aber im August waren meine Füße dann immer total abgehärtet und braun gebrannt – nur meine Flip-Flops zeichneten sich als scharfe weiße Kontur ab – und ich konnte locker barfuß über die Einfahrt rennen.

Ich löste meinen Sicherheitsgurt und beugte mich zwischen den beiden Vordersitzen hindurch, um einen besseren Ausblick zu haben. Da vorn, direkt vor meinen Augen, stand unser Som-



merhaus. Als Erstes fiel mir auf, dass es haargenau so aussah wie immer – das dunkle Holz, das spitze Dach, die bodentiefen Fenster, die umlaufende Veranda.

Und als zweites bemerkte ich den Hund.

Er saß auf der Veranda, gleich neben der Tür. Als das Auto näher kam, dachte er gar nicht daran, aufzustehen oder wegzulaufen, sondern wedelte mit dem Schwanz, als ob er schon die ganze Zeit auf uns gewartet hätte.

»Was ist *das* denn?«, wunderte sich Gelsey, während Warren den Motor abstellte.

»Was ist *was* denn?«, fragte er und blinzelte durch die Windschutzscheibe. »Oh«, sagte er gleich darauf und machte keinerlei Anstalten, aus dem Auto zu steigen. Auch wenn mein Bruder es ständig abstritt, hatte er definitiv Angst vor Hunden. Und zwar seit er sieben war und ein bescheuerter Babysitter ihm erlaubt hatte, den Film *Cujo* zu sehen.

Ich stieg aus und ging ein Stück näher, um mir das Tier genauer anzusehen. Er war nicht unbedingt der hübscheste Hund der Welt. Eher klein, aber nicht die Art von klein, die in die Handtasche passte oder auf die man versehentlich treten konnte. Sein Fell war goldbraun und stand in alle Richtungen ab, was ihm einen dauerüberraschten Ausdruck gab. Er sah aus wie eine Promenadenmischung, mit großen, nach oben gerichteten, Schäferhund-artigen Ohren, kurzer Schnauze und einem eher langen, Collie-ähnlichen Schwanz. Er hatte auch ein Halsband mit Hundemarke um, war also offensichtlich nicht herrenlos.

Gelsey stieg ebenfalls aus, doch Warren blieb immer noch sitzen und öffnete das Fenster einen winzigen Spalt, als ich zum Auto zurückkam. »Geht ihr schon mal vor. Ich, ähm, ich kümme-

re mich erst mal um die Taschen«, nusichelte er und drückte mir den Hausschlüssel in die Hand.

»Ist nicht dein Ernst«, sagte ich und musterte ihn mit hochgezogenen Augenbrauen. Warren lief knallrot an und schloss hastig das Fenster wieder, als ob sonst das Hündchen gnadenlos auf den Fahrersitz gesprungen wäre.

Amüsiert lief ich die Einfahrt entlang und stieg die drei Stufen zum Eingang hinauf. Irgendwie hatte ich ja erwartet, dass der Hund sich verdrücken würde, wenn ich näher kam, aber er wedelte nur noch wilder mit dem Schwanz und klopfte damit auf den Holzplanken herum. »Los, verschwinde«, versuchte ich ihn zu verscheuchen, als ich an ihm vorbeiging. Doch statt sich aus dem Staub zu machen, kam er geradewegs zu mir und stellte sich neben mich, so als wollte er ganz selbstverständlich mit mir zusammen ins Haus gehen. »Nein«, sagte ich streng, wobei ich mir Mühe gab, wie Randolph George zu klingen, dieser bebrillte britische Showmaster der Hundesendung *Top Dog*. »Lauf.« Ich machte einen Schritt auf ihn zu und da schien der Hund endlich zu kapieren, was ich von ihm wollte, denn er trollte sich, sprang die Verandatreppe hinunter und verschwand durch die Einfahrt, wobei er für einen Hund reichlich unentschlossen wirkte.

Als die Gefahr in Gestalt des bedrohlichen Hündchens gebannt war, öffnete Warren seine Tür, stieg vorsichtig aus und sah sich in der Einfahrt um, wo außer unserem eindeutig kein weiteres Fahrzeug stand. »Mom und Dad müssten doch längst hier sein.«

Besorgt zog ich mein Handy aus der Hosentasche meiner Shorts und sah sofort, dass er recht hatte. Sie waren vier Stunden vor uns losgefahren und ganz bestimmt nicht die ganze Zeit mit

60 km/h dahingeschlichen. »Gelsey, ob du mal eben ...« Ich drehte mich zu meiner Schwester um, die sich gerade auf halber Länge zusammengefaltet hatte und die Nase an ihre Knie drückte. »Alles okay mit dir?«, fragte ich und versuchte sie verkehrt herum anzusehen.

»Alles gut«, presste sie hervor. »Dehnübung.« Mit hochrotem Kopf richtete sie sich ganz langsam auf. Dabei nahm ihr Gesicht allmählich wieder seine normale Färbung an – blass und mit Sommersprossen, die sich im Sommer immer sprunghaft vermehrten. Sie schwang ihre Arme nach oben, wobei sie einen perfekten Kreis beschrieben und die Hände sich anschließend über dem Kopf trafen. Dann ließ sie die Arme wieder fallen und drückte die Schultern nach hinten. Für den Fall, dass ihr Haarknoten und ihre beim Gehen nach außen gekehrten Fußspitzen als Hinweis darauf, dass sie Balletttänzerin war, noch nicht ausreichten, hatte Gelsey sich angewöhnt, ständig irgendwelche Dehnübungen zu vollführen, und zwar vorzugsweise in der Öffentlichkeit.

»Also, wenn du irgendwann fertig bist«, sagte ich, als sie sich in einem beängstigenden Winkel hintenüber beugte, »könntest du dann mal Mom anrufen?« Ohne eine Erwiderung abzuwarten – irgendwas in der Richtung von *Kannst du das nicht selber?* –, suchte ich den Hausschlüssel aus dem Schlüsselbund heraus, schloss die Tür auf und betrat das Haus – zum ersten Mal seit fünf Jahren.

Ich sah mich um und stieß im selben Augenblick einen Seufzer der Erleichterung aus. Meine Befürchtung war, dass die vielen Sommermieter das Haus total verändert hatten. Dass sie die Möbel alle umgestellt und neues Zeug angeschleppt hatten oder dass man einfach spürte – auf eine schwer zu beschreibende, aber

greifbare Weise –, dass andere Leute in unserem Haus gewesen waren. Die drei Bären hatten das in der Geschichte von Goldlöckchen auf Anhieb gemerkt, und auch ich bekam damals nach meiner Rückkehr aus dem Meereskunde-Camp sofort mit, dass meine Mutter in meinem Zimmer Gäste einquartiert hatte, während ich weg war. Aber als ich mich jetzt umschaute, fühlte es sich überhaupt nicht so an. Das Sommerhaus wirkte noch genauso, wie ich es in Erinnerung hatte, als ob es die ganze Zeit auf mich gewartet hatte – darauf, dass ich endlich wiederkam.

Das Erdgeschoss war als offener Wohnbereich angelegt, wo man alles bis auf die Schlafzimmer und die Badezimmer einsehen konnte. Der Raum war hoch und erstreckte sich bis unter das Spitzdach, von wo aus das Sonnenlicht in Streifen auf die abgewetzten Teppiche schien, die den Holzfußboden bedeckten. Es gab einen zerkratzten Esstisch aus Holz, an dem wir nie aßen. Eigentlich diente er nur als Ablagefläche für Handtücher und Post. Rechts von mir war die Küche – winzig im Vergleich zu unserer riesigen, supermodernen Küche in Connecticut. Die Tür ganz hinten führte hinaus auf die Veranda, von wo aus man über den See schauen konnte. Dort aßen wir auch immer, außer wenn es gerade in Strömen goss. Aber das kam selten vor. Von der Veranda aus ging ein Weg zu unserem Bootssteg und zum See. Durch die Küchenfenster sah ich die Nachmittagssonne auf dem Wasser glänzen.

Neben der Küche befand sich eine Sitzgruppe mit zwei Sofas vor dem gemauerten Kamin. Dorthin zogen sich meine Eltern immer nach dem Abendessen zum Lesen oder Arbeiten zurück. Dahinter begann der Wohnbereich mit einem abgenutzten Cordsofa, wo Warren, Gelsey und ich die meisten Abende verbrach-

ten. In den eingebauten Regalen gab es neben Büchern auch einen großen Stapel mit Brettspielen und Puzzles. Fast jeden Sommer hatte es ein Spiel gegeben, von dem wir einfach nicht loskamen. Dabei hatten wir »Risiko« schon ins oberste Fach verbannt, nachdem wir einen Sommer lang nahezu besessen davon gewesen waren, heimliche Bündnisse geschlossen, ständig um das Spielbrett gehockt und kaum noch das Haus verlassen hatten.

Unsere Zimmer gingen alle vom Flur ab – meine Eltern schliefen oben in ihrem Schlafzimmer –, was bedeutete, dass ich mir mit Warren und Gelsey das einzige Bad im Erdgeschoss teilen musste. Das war keine sehr angenehme Aussicht, da ich mich sehr an mein eigenes Bad in Connecticut gewöhnt hatte. Auf dem Weg zu meinem Zimmer warf ich im Vorbeigehen einen kurzen Blick ins Bad. Es war noch kleiner als in meiner Erinnerung. Definitiv viel zu klein für uns alle drei, wenn wir uns nicht gegenseitig umbringen wollten.

An der Tür zu meinem Zimmer hing immer noch das uralte Hier-wohnt-Taylor-Schild, das ich schon total vergessen hatte. Vorsichtig drückte ich sie auf und machte mich innerlich auf das Zimmer gefasst, das ich vor fünf Jahren zum letzten Mal gesehen hatte – samt allen damit verbundenen Erinnerungen.

Aber was ich vor mir sah, war nur ein freundlicher, mehr oder weniger austauschbarer Raum. Mein Bett war noch dasselbe, mit dem alten Messingrahmen, dem rot-weiß gemusterten Quilt und dem Ausziehbett darunter. Auch die Holzkommode und der Spiegel mit Holzrahmen waren noch da, ebenso die alte Truhe am Fußende des Bettes, in der sich Reservedecken für die kalten Nächte befanden, die typisch für das Gebirge sind, selbst im

Sommer. Aber nichts in dem Zimmer erinnerte wirklich an *mich*. Die peinlichen Poster mit dem jugendlichen Filmstar, den ich damals verehrt hatte (und der seitdem mehrere in den Medien bestens dokumentierte Aufenthalte in Entzugskliniken absolviert hatte), waren von der Wand über meinem Bett verschwunden. Auch die Trophäen meiner Schwimmmannschaft (hauptsächlich Bronzemedailles) waren nicht mehr da, genauso wie meine Lipgloss-Sammlung, die ich über Jahre hinweg aufgebaut hatte. Was vermutlich völlig in Ordnung ging, sagte ich mir, da das Zeug sicher inzwischen sowieso vergammelt gewesen wäre. Aber trotzdem. Ich ließ meine Tasche fallen und setzte mich auf das Bett, ließ den Blick vom leeren Kleiderschrank zur leeren Kommode wandern und suchte nach irgendwelchen Anzeichen dafür, dass ich hier zwölf Sommer verbracht hatte. Doch ich konnte keine finden.

»Gelsey, was *machst* du denn da?«

Die Stimme meines Bruders genügte, um mich aus meinen Gedanken zu reißen. Ich ging hinaus in den Flur, um zu sehen, was da vor sich ging. Meine Schwester schleuderte gerade ein Stofftier nach dem anderen aus ihrem Zimmer in den Flur. Ich wich einem fliegenden Elefanten aus und gesellte mich zu Warren, der besorgt den wachsenden Kuscheltierhaufen vor seiner Tür beäugte.

»Was ist denn hier los?«, fragte ich.

»Die haben aus meinem Zimmer 'ne Babykammer gemacht«, schrie Gelsey wütend und beförderte ein weiteres Plüschtier – diesmal ein lila Pony, das mir irgendwie bekannt vorkam – durch ihre Tür. Ganz offenkundig war ihr Zimmer umgestaltet worden. In der Ecke standen jetzt ein Gitterbett und ein Wickeltisch, und

auf ihrem breiten Bett stapelten sich die unerwünschten Kuschtiere.

»Wahrscheinlich hatten die letzten Mieter einfach ein Baby«, versuchte ich sie zu beruhigen und duckte mich, um einer Kollision mit einer fusseligen gelben Ente zu entgehen. »Warte am besten, bis Mom hier ist.«

Gelsey verdrehte die Augen – etwas, das sie seit einer Weile fließend beherrschte. Sie war in der Lage, die verschiedensten Gefühle mit Augenrollen auszudrücken, was vielleicht daran lag, dass sie es ständig übte. Und jetzt teilte sie mir wohl gerade mit, dass ich absolut nichts checkte. »Mom wird frühestens in einer Stunde hier sein«, ließ sie mich wissen. Sie musterte das Stofftier, das sie gerade in der Hand hatte – ein kleines Känguru –, und drehte es hin und her. »Ich hab eben mit ihr gesprochen. Sie und Dad mussten noch nach Stroudsburg zu diesem neuen Onkologen.« Dabei sprach sie das letzte Wort sehr behutsam aus, so wie wir es alle taten. Es war ein Wort, dem wir vor ein paar Wochen – als ich noch dachte, dass mein Vater bloß ein bisschen Rückenschmerzen hatte, die sich sicher leicht beheben ließen – nicht die geringste Beachtung geschenkt hatten. Zu der Zeit wusste ich noch nicht mal, was eine Bauchspeicheldrüse eigentlich war. Und ich hatte definitiv keine Ahnung davon, dass Bauchspeicheldrüsenkrebs nahezu immer tödlich verlief und dass »Stadium IV« etwas war, das man um keinen Preis hören wollte.

Die Ärzte in Connecticut hatten meinem Vater erlaubt, den Sommer in Lake Phoenix zu verbringen – unter der Bedingung, dass er sich zweimal im Monat beim Onkologen vorstellte, um den Krankheitsverlauf im Auge zu behalten, und dass er, wenn die Zeit dafür gekommen war, einen Pflegedienst akzeptierte, falls er nicht

ins Hospiz wollte. Seine Krebserkrankung war so spät diagnostiziert worden, dass man offenbar nichts mehr tun konnte. Anfangs konnte ich das überhaupt nicht begreifen. In allen Krankheitsdramen, die ich bis dahin gesehen hatte, hatte es immer eine Lösung gegeben, irgendein auf wundersame Weise in allerletzter Minute entdecktes Heilmittel. Kein Kranker gab in diesen Filmen so einfach auf. Aber das war im richtigen Leben wohl anders.

Kurzzeitig sahen Gelsey und ich uns an, aber ich schaute schnell wieder auf den Boden, zum dem wilden Haufen aus Stofftieren, die dort gelandet waren. Keiner von uns sagte etwas zu dem Zwischenstopp im Krankenhaus und was dieser bedeutete, aber das erwartete ich auch nicht. Wir hatten über das, was mit unserem Vater los war, noch nie gesprochen. Über Gefühlssachen redeten wir in unserer Familie sowieso kaum. Manchmal, wenn ich meine Freunde zu Hause besuchte und sah, wie in anderen Familien miteinander umgegangen wurde – wie man sich dort umarmte und über Gefühle sprach –, überkam mich eher Verlegenheit als Neid.

Wir drei Geschwister hatten uns noch nie sonderlich nahegestanden. Wahrscheinlich war es dabei auch wenig hilfreich, dass wir nun mal sehr verschieden waren. Warren war schon in der Vorschule ein Genie gewesen und keiner war überrascht, dass er als Jahrgangsbester abgeschlossen hatte. Und die fünf Jahre Altersabstand zu meiner Schwester – ganz zu schweigen von der Tatsache, dass sie es absolut draufhatte, die zickigste Göre der Welt zu sein – hatten zur Folge, dass wir alles andere als unzertrennlich waren. Außerdem verbrachte Gelsey jede freie Minute mit Tanzen, wofür ich mich nicht die Bohne interessierte. Aber auch Warren und Gelsey waren nicht direkt dicke Tinte miteinander. Es herrsch-



te kein bisschen Harmonie zwischen uns. Sicher hatte ich mir auch schon mal gewünscht, dass das anders wäre, besonders als ich noch jünger war und gerade die Chroniken von Narnia und andere Kinderbücher gelesen hatte, wo Geschwister immer die allerbesten Freunde waren und sich ständig umeinander kümmerten. Aber ich hatte mich schon lange damit abgefunden, dass das bei uns eben anders war. Das hieß nicht unbedingt etwas Schlechtes – es war halt, wie es war, und würde wohl auch so bleiben.

Genauso, wie sich vermutlich nie etwas daran ändern würde, dass ich die Gewöhnliche in der Familie war. Seit ich denken konnte, galt Warren als der Schlaue und Gelsey als die Begabte. Ich hingegen war einfach nur Taylor, ohne irgendwelche besonderen Talente.

Gelsey fuhr fort damit, Kuschtiere in den Flur zu werfen. Ich hatte das Gefühl, an diesem Tag sowieso schon viel zu viel Zeit mit meinen Geschwistern verbracht zu haben, und wollte mich gerade wieder in mein Zimmer verdrücken, als mein Blick auf etwas Orangefarbenes fiel.

»Ups.« Betont beiläufig bückte ich mich nach einem Stofftier, das mir bekannt vorkam. »Ich glaub, das ist meins.« Dabei kannte ich es haargenau. Es war ein kleiner, nicht besonders edler Plüschpinguin mit orange-weiß gestreiftem Schal. Der Filz war ziemlich billig und an manchen Stellen kam schon fast die Füllung zum Vorschein, aber an jenem Abend auf dem Jahrmarkt, als ich zwölf war und meinen ersten Kuss bekam – als Henry Crosby den Pinguin für mich gewonnen hatte –, da war dieses Plüschtier für mich das Tollste auf der Welt gewesen.

»Den kenne ich noch«, sagte Warren und setzte diesen Blick auf, den ich überhaupt nicht leiden konnte. »Hast du das Viech

nicht mal auf dem Rummel bekommen?« Mein Bruder verfügte über ein fotografisches Gedächtnis, das er aber normalerweise dazu benutzte, sich die absurdesten Fakten zu merken, und nicht, um mich zu nerven.

»Hm.« Ich bereitete meinen Rückzug vor.

»Das ist doch der kleine Pinguin, den *Henry* für dich gewonnen hat.« Warren sprach den Namen in einem ganz besonderen Ton aus. Sicher sollte das die Rache dafür sein, dass ich mich über seine Angst vor einem putzigen Hündchen lustig gemacht hatte. Wütend starrte ich meinen Bruder an. Gelsey musterte uns beide plötzlich sehr interessiert.

»Was für ein Henry denn?«, wollte sie wissen.

»Du weißt schon«, sagte Henry, wobei sich allmählich ein Grinsen auf seinem Gesicht breitmachte. »Henry Crosby. Er hat einen kleinen Bruder, Derek oder so. Henry war mal Taylors *Freund*.«

*Davy*, korrigierte ich Warren innerlich. Ich fühlte, wie ich ärgerlicher Weise rot wurde, und überlegte angestrengt, wie ich der Situation entfliehen konnte. Wenn es doch nur eine Möglichkeit gegeben hätte, mich einfach zu verdrücken, ohne dass meine Verlegenheit dadurch noch offenkundiger geworden wäre!

»Ja, klar«, bestätigte Gelsey nachdenklich. »An den kann ich mich genau erinnern. Der war immer total nett zu mir. Und der kannte von allen Bäumen die Namen.«

»Und ...«, setzte Warren an, doch ich schnitt ihm das Wort ab, weil ich davon lieber nichts mehr hören wollte.

»Du solltest jedenfalls dringend dein Chaos aufräumen, bevor Mom hier auftaucht«, empfahl ich sehr laut und deutlich, obwohl ich genau wusste, dass Gelsey von meiner Mutter so gut wie nie Ärger bekam. Trotzdem versuchte ich, überzeugend zu klingen.

Und dann machte ich, so würdevoll es ging, den Abgang und verschwand völlig grundlos in der Küche – mit meinem Plüschpinguin in der Hand.

*Henry Crosby.* Der Name hallte in meinem Kopf wider, als ich den Pinguin auf die Arbeitsplatte setzte und einen Schrank auf- und gleich wieder zumachte. An Henry hatte ich in den letzten Jahren bewusst so wenig wie möglich gedacht. Inzwischen war er fast vergessen und zu einer Floskel reduziert worden, zur Standardantwort auf die unvermeidliche Pyjamaparty-Frage: *Und wer war dein erster Freund?* Die Henry-Geschichte hatte ich inzwischen perfekt drauf.

*Ach, das war Henry. Ein Freund von mir, oben in Pennsylvania, wo wir unser Sommerhaus haben. Als wir beide zwölf waren, sind wir miteinander gegangen. Von ihm habe ich meinen ersten Kuss bekommen, im Sommer auf dem Jahrmarkt ...* Das war die Stelle, wo alle aufseufzten. Und wenn mich dann jemand fragte, was danach passiert war, lächelte ich meistens, zuckte mit den Schultern und sagte so was wie: »Na ja, wir waren zwölf, da sieht's auf lange Sicht halt schlecht aus ...« Und dann lachten immer alle, und ich nickte lächelnd, obwohl mir noch eine ganze Weile durch den Kopf ging, was ich gerade gesagt hatte. Genau genommen war es nicht falsch, aber trotzdem entsprach nichts davon – insbesondere die Erklärung, warum nichts daraus geworden war – der Wahrheit. Doch dann verbannte ich meine Erinnerungen an jenen Sommer regelmäßig wieder aus meinem Kopf, kehrte zur allgemeinen Unterhaltung zurück und ließ die Geschehnisse mit Henry und Lucy und allem, was ich angerichtet hatte, wieder die kleine, bedeutungslose Geschichte sein, die ich allen vormachte.

Einen Augenblick später kam Warren in die Küche, hielt geradewegs auf einen Pappkarton zu, der auf dem Tisch stand, und öffnete den Deckel. »Tut mir leid«, sagte er, »ich hab nur Spaß gemacht.«

Ich zuckte die Schultern, so als ob mich das völlig kaltließ. »Schon okay«, sagte ich, »ist doch alles schon ewig her.« Was auch stimmte. Aber trotzdem war Henry mir – kaum dass wir die Grenze hinter uns gelassen hatten, die Lake Phoenix vom Rest der Welt trennte – unaufhörlich durch den Kopf gegangen und es hatte auch nicht geholfen, meinen iPod auf volle Lautstärke zu drehen, um diese Gedanken zu übertönen. Sogar nach seinem Haus hatte ich Ausschau gehalten – das zu meiner großen Überraschung nicht mehr in sanftem Weiß, sondern einem leuchtenden Blau gestrichen war. Und auf dem Schild davor, auf dem immer CAMP CROSBY gestanden hatte, war jetzt MARYANNE'S HAPPY HOURS zu lesen, mit dem Umriss eines Martini-Glases daneben, was ich als ein sicheres Zeichen dafür deutete, dass das Haus einen neuen Besitzer gefunden hatte. Und dass Henry demzufolge nicht mehr hier war. Ich hatte wie gebannt auf das Haus gestarrt, das langsam aus meinem Blick verschwand. Ich begriff, dass ich Henry vermutlich nie wieder sehen würde, was durch die Anwesenheit von Maryanne, wer auch immer das sein mochte, untermauert wurde. Diese Erkenntnis löste seltsam gemischte Gefühle in mir aus – nostalgische Sehnsucht verbunden mit tiefer Enttäuschung. Aber ich empfand auch blanke Erleichterung, wie sie einen oft befällt, wenn man grad noch mal davongekommen ist.

Warren fing an, den Pappkarton auszuwickeln. Er reihte Ketchup-Plastikflaschen in perfekt ausgerichteten Linien auf der Ar-

beitsfläche auf, als ob sich gerade eine Würzsoßenschlacht epischen Ausmaßes zusammenbraute.

Fasziniert schaute ich ihm zu. »Herrscht in Pennsylvania irgendeine Ketchup-Knappheit, die mir entgangen ist?«

Ohne von seiner Beschäftigung aufzuschauen, schüttelte Warren den Kopf. »Ich treffe nur Vorsichtsmaßnahmen«, erklärte er. »Du weißt doch, was letztes Mal los war.«

Ich erinnerte mich tatsächlich. Eigentlich war mein Bruder nicht besonders wählerisch, wenn es ums Essen ging (ganz im Gegensatz zu Gelsey, die sich anscheinend ausschließlich von Pizza und Pasta ernährte und es strikt ablehnte, irgendwas zu sich zu nehmen, das auch nur andeutungsweise scharf gewürzt war), doch Ketchup bildete eine Ausnahme. Warren aß nämlich nahezu alles mit Ketchup, und zwar ausschließlich mit Heinz-Ketchup, und selbst das nur aus dem Kühlschrank, Raumtemperatur kam für ihn nicht in Frage. Er behauptete, dass er den Unterschied zwischen den verschiedenen Marken herausschmecken konnte, was er mir auch mal bewiesen hatte, als wir noch kleiner waren und uns in einem Einkaufszentrum bei den Imbissen furchtbar gelangweilt hatten. Und demzufolge war es für ihn ein traumatisches Erlebnis gewesen, als wir vor fünf Jahren in Lake Phoenix ankamen und der Heinz-Ketchup komplett ausverkauft gewesen war, sodass wir auf ein No-Name-Produkt ausweichen mussten. Warren war nicht bereit gewesen, es auch nur zu probieren, und hatte stattdessen auf die Firmen-Kreditkarte meines Vaters einen Karton Heinz-Ketchup per Eilkurier bestellt. Was meinen Vater – ganz zu schweigen vom Buchhalter seiner Firma – nicht sonderlich begeisterte, als er davon erfuhr.

Nun, gegen solcherlei Tragödien gerüstet, deponierte Warren zwei der Flaschen im nahezu leeren Kühlschrank und räumte den Rest in den Küchenschrank. »Willst du wissen, wie Ketchup eigentlich erfunden wurde?«, fragte er mit einem Gesichtsausdruck, den ich leider nur zu gut kannte. Warren war total versessen auf Faktenwissen. Das war so, seit er klein war und ihm irgendein wahrscheinlich wohlmeinender, aber inzwischen viel geschmähter Verwandter ein Buch geschenkt hatte, in dem es um berühmte Erfindungen ging, die rein zufällig zustande gekommen waren. Seither war es schlicht unmöglich, sich mit Warren zu unterhalten, ohne von ihm permanent mit Fakten versorgt zu werden. Sein Streben nach nutzlosem Wissen (dank seiner ebenfalls stark ausgeprägten und ähnlich unterhaltsamen Vorliebe für obskure Wörter wusste ich, dass man so was auch »Arkana« nennt) hatte seither eher noch zugenommen. Erst nachdem wir uns mal ernsthaft bei ihm beschwert hatten, ließ er uns an seinem Wissen nur noch auf Nachfrage teilhaben, was die Sache meiner Meinung nach nur geringfügig besser machte.

»Später vielleicht«, sagte ich also, obwohl ich zugegebenermaßen schon ein bisschen neugierig war, wie man Ketchup zufällig erfunden haben konnte, und hoffte, dass es keine irgendwie eklige oder verstörende Geschichte war – so wie bei Coca-Cola, die offenbar nur das Ergebnis eines gescheiterten Versuchs war, Aspirin herzustellen. Entnervt sah ich mich nach einem Fluchtweg um und erspähte durch das Küchenfenster den See. In dem Moment wurde mir klar, dass das der einzige Ort war, an dem ich gerade wirklich sein wollte.

Also bahnte ich mir den Weg zur Veranda und von dort zur Seitentür, um zu unserem Steg zu gelangen. Als ich endlich unter

freiem Himmel war, wandte ich mein Gesicht sehnsüchtig gen Sonne. Fünf Holzstufen führten einen kleinen Grashügel hinunter, hinter dem der Steg lag. Obwohl er sich direkt hinter unserem Haus befand, hatten wir ihn uns schon immer mit unseren Nachbarn zu beiden Seiten geteilt. Der Steg war zwar weder besonders lang oder eindrucksvoll, hatte für mich aber immer genau die richtige Länge, um für eine ordentliche Arschbombe Anlauf zu nehmen, und das Wasser war tief genug, dass man keine Angst haben musste, auf dem Grund aufzukommen.

Im Gras neben dem Steg lagen ein paar Kajaks und ein Kanu, die ich aber nicht weiter beachtete. Kein Motorengedröhn störte die Nachmittagsstille, da Motorboote hier nicht erlaubt waren. Nur ein einsamer Kajakfahrer paddelte in der Ferne. Der Lake Phoenix war ziemlich groß, ringsum von Nadelwald umgeben und mit drei kleinen Inseln in der Mitte. Unser Steg lag an einer schmalen Durchfahrt, sodass wir das andere Ufer und sogar die Leute dort erkennen konnten.

Ich schaute hinüber zum gegenüberliegenden Steg, der schon immer den Marinos gehört hatte. Lucy Marino war zwölf Sommer lang meine beste Freundin in Lake Phoenix gewesen, und zeitweise kannte ich ihr Zuhause so gut wie mein eigenes. Fast jede Nacht schliefen wir abwechselnd bei ihr oder bei mir, und unsere Eltern hatten sich schon so daran gewöhnt, dass meine Mutter regelmäßig Lucys Lieblingsmüsli mit einkaufte. Normalerweise versuchte ich, einfach nicht mehr an sie zu denken, doch es war mir sehr wohl bewusst, ganz besonders in letzter Zeit, dass Lucy die letzte Freundin gewesen war, der ich wirklich alles erzählen konnte. Bei mir in der Schule konnte keiner so richtig mit der Nachricht von der Krankheit meines Vaters umgehen, sodass

ich keine Ahnung hatte, wie oder mit wem ich darüber eigentlich sprechen sollte. Und da mich meine alten Freunde allesamt verstoßen hatten, fühlte ich mich am Endes des Schuljahres, als wir mit den Vorbereitungen für unseren Sommer hier oben anfangen, ziemlich verlassen und kannte keinen Menschen, mit dem ich wirklich reden konnte. Aber früher hatte ich immer Lucy alles erzählt, bis zu jenem letzten Sommer, als unsere Freundschaft – so wie alles andere – den Bach runterging.

Nur aus lauter Gewohnheit schaute ich hinüber zum anderen Seeufer. Im Laufe der Jahre hatten Lucy und ich ein ausgeklügeltes Kommunikationssystem entwickelt. Bei Dunkelheit verständigten wir uns mit Taschenlampen und unserem eigenen Morsecode, bei Tageslicht bedienten wir uns eines nicht besonders eindeutigen Zeichensystems mit Fähnchen. Und wenn wir ganz dringend miteinander reden wollten, banden wir eins der beiden rosafarbenen Bandana-Tücher, die wir besaßen, an einen Pfahl an unserem jeweiligen Steg. Das war zugegebenermaßen keine besonders ausgereifte Methode und meistens riefen wir uns doch einfach auf dem Handy an, noch ehe uns die Botschaft per Taschenlampe, Fähnchen oder Bandana zufällig erreicht hatte. Aber jetzt wehte natürlich kein Bandana-Tuch an ihrem Steg.

Ich zog meine Flip-Flops aus und lief barfuß über die sonnenwarmen Holzplanken. Der Steg war im Laufe der Jahre so oft benutzt worden, dass man keine Angst haben musste, sich einen Splitter zu holen – wie es manchmal auf unserer Eingangsveranda passierte. Ich ging immer schneller, bis ich schon fast rannte, weil ich endlich ganz ans Ende des Stegs wollte, um den frischen Duft des Wassers und der Kiefern einzusatmen und die letzte Planke unter meinen Zehen zu spüren.



Als ich fast da war, blieb ich wie angewurzelt stehen. Unter dem Steg war Bewegung zu spüren. Das Kajak, das ich zuvor draußen auf dem See gesehen hatte, war jetzt dort festgebunden und schaukelte vor sich hin. Und dann sah ich auch denjenigen, der darin gesessen hatte, denn er stieg gerade die Leiter hinauf. Mit einer Hand hielt er sich fest und in der anderen trug er das Paddel. Die Sonne spiegelte sich so intensiv auf der Wasseroberfläche, dass ich sein Gesicht nicht sehen konnte, aber eigentlich konnte es ja nur einer der Nachbarn sein. Er ging weiter, hinaus aus dem grellen Sonnenlicht, blieb plötzlich stehen und starrte mich an. Überrascht blinzelte ich und konnte nur zurückstarren.

Denn wer da vor mir stand, fünf Jahre älter, total erwachsen und noch viel süßer, als ich ihn in Erinnerung hatte, war Henry Crosby.



Morgan Matson

## **Vergiss den Sommer nicht**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 12,5 x 18,3 cm  
ISBN: 978-3-570-40181-1

cbj

Erscheinungstermin: Mai 2013

Ein letzter Sommer, der ewig währen sollte ...

Immer wenn es brenzlich wird, hat Taylor genau eine Lösung: Sie rennt weg. Doch jetzt ist es die Zeit, die ihr davonläuft. Ihr Vater hat nur noch wenige Wochen zu leben und einen Wunsch: Diesen letzten gemeinsamen Sommer soll die Familie in Lake Phoenix verbringen - so wie früher. Taylor liebt den funkelnden See mit seinen duftenden Wäldern, den Abenden am Strand ... doch vor 5 Jahren, hat sie dort nicht nur ihre beste Freundin, sondern auch ihre erste Liebe enttäuscht. Nun versucht Taylor, all das wiedergutzumachen - und diesen Sommer festzuhalten, die letzten Tage mit ihrem Dad, die unwiederbringlich schwinden ...